

Don der Lüberigbüch-Eisenbahn III.
(Vgl. D. Kolonialblatt 1906 S. 197 und 318)
(Hierzu eine Abbildung.)*

In der Zwischengelt sind die Bauarbeiten in erfreulicher Weise gefördert worden, wenn auch der Bedarf an Arbeitern noch immer nicht ganz gedeckt ist. Die Mehrzahl der Krankheitsfälle unter den zur Arbeit herangezogenen Eingeborenen ist erfreulicher Weise nur leichter Natur. Die Baufirma hat ein eigenes Lazarett errichtet und einen eigenen Arzt angestellt.

Die Trassierarbeiten werden im allgemeinen keine besonderen Schwierigkeiten mehr bieten, da der Lauf der Trasse im großen und ganzen festliegt. Nur der Aufstieg am Endpunkte bei Kubus bedarf noch einer eingehenderen Untersuchung.

Die Eisenbahn-Baukompanie betraugte sich an den Arbeiten durch Bestellung von Trassiergehilfen und den Bau einer hölzernen Notbrücke in der Dünenstraße, die als vorläufiger Ersatz für den später zu schüttenden Damm dienen soll, dessen sofortige Errichtung in dem gegenwärtigen Baustadium als unverhältnismäßig zeitraubend vorläufig noch zurückgestellt werden mußte. Außerdem ist von der Eisenbahn-Baukompanie die Anlage einer Landbevorratung für schwere Frachtladungen hergestellt.

Anfang April waren bereits eine Lokomotive und 10 Wagen in Betrieb; die Zusammenfügung der übrigen Lokomotiven und Wagen ist in Angriff genommen. Der Gleisvorbau ist soweit gefördert, daß bereits Ende April der Betrieb für Militärtransporte bis Kilometer 18 (Kolmanskop) eröffnet werden konnte. Seit Anfang Juni ist auch die zweite Teilstrecke (Kilometer 18 bis Kilometer 24 Grasplatz) für den Militärverkehr benutzbar, so daß schon jetzt eine ganz wesentliche Erleichterung der Transporte durch die Dünenstraße gemähdert ist.

Deuisch-Neu-Guinea.

Baining, Land und Leute.**)

Die Fauna Baining's.

(Fortsetzung.)

Der Hund, den wir in Baining vorfinden, ist mit dem australischen Dingo verwandt. Als ich zum erstenmal nach Baining kam, beobachtete ich neben dem Dingo auch eine sehr kleine Art, so daß ich versucht war, zu glauben, es sei eine ganz neue Spezies, erfuhr jedoch bald, daß die Kleinheit dieser Zwerghunde allein auf Rednung der schlechten Ernährung zu setzen ist. Der Eingeborenenhund ist

*) Das dem Texte beigelegte Bild entstammt einer Aufnahme, die der Photograph v. Schlegels in Lüberigbüch gemacht hat.

**) Vgl. D. Kol. Bl. 1906 S. 286, 318, 345.

ein trauriges, mitleiderregendes Wesen. Er ist klein, hat spitze Ohren und einen kleinen Kopf mit spitzem Maul. Er ist scheu, heimtückisch und feige. Sobald ein Fremder das Gehöß betritt, erhebt er sich nachlässig und mißmutig, wie aus dem Schloße erwachend und schlecht knurrend davon. Das fröhliche Wesen unserer Hunde ist ihm fremd. Er spielt sehr selten und bellt nicht vor Freude. Wellen kann er überhaupt nicht; er heult bloß. Sein Geheul ist mit dem heulenden Weinen der Eingeborenenweiber vergleichbar. Wer es zum erstenmal hört, fragt unwillkürlich, wer denn da weine. Ja, nach jahrelangem Aufenthalt im Lande wird es oft noch schwierig, das langgezogene melancholische Geheul vom menschlichen Weinen zu unterscheiden. Erscheinen Unbekannte im Gehöße oder verlassen die Eingeborenen ihre Wohnung, um sich in die Pflanzungen zu begeben, so brechen oft die zahlstreicheren Rötter zusammen in ein abgöttisches Gemiamer aus, so daß einem schauerlich zumute wird.

Der Baininger hält sich viele Hunde, manchmal besitzt er deren sechs bis zehn. Zuweilen ist auch einer zur Jagd abgerichtet. Ihr Anblick ist oft erseherregend; sie sind so mager, daß sie kaum stehen können. Der Körper ist voll von Wunden, zum Teil ohne Haarbedeckung. Sie werden selten oder gar nicht gefüttert und müssen sich ihre Nahrung selbst suchen. Nimmt der Baininger seine Wahlgheit ein, so schleicht auch der Hund heran und blüdt bittend zu ihm hinauf; doch versteht er nicht zu schmeicheln. Wird er läßtlich und zudringlich, so jagt man ihn fort und wirft ihm alles, was man in der Hlle erreichen kann, wie Steine, Holz, Feuerbrände, nach. Er hat jedoch Zutritt in die Hütte. Nachts legt er gewöhnlich so nahe als möglich am Feuer oder läuft stundenweit in andere Gehöße, wo er Fühner steht. Bei Tage begleitet er seinen Herrn oder streift in der Nähe der Hütte umher. Hundebren ist dem Baininger eine Delikatesse. Wir können uns diesen Geschmack schwer erklären, zumal wenn wir bedenken, wie mager gewöhnlich die armen Geschöpfe sind und welch trauriges Aussehen sie haben.

Das Ränguru ist in Baining seltener als in den großreichen Gegenden des nördlichen Teiles der Guelles-Halbinsel. Im eigentlichen Hochwald trifft man es überhaupt nicht an, sondern durchgehend in kleinen Wadungen und in der Nähe der Pflanzungen, wo es sich von Blättern und Eingeborenenemüse ernährt. Die Eingeborenen behaupten, daß es durch den Genuß einer Schneckenart zugrunde geht. Das hier heimische Ränguru ist mit dem australischen verwandt, aber bedeutend kleiner. Es ist grau von Farbe. Die Hinterfüße und der Schwanz, mit denen es sich hüpfend fortbewegt, sind sehr stark entwickelt. Es ist nicht scheu und läßt sich leicht ansprechen. Das Fleisch sieht recht appetitlich aus, allein wegen seines allzu starken Wildgeruches wird es nur von wenigen Europäern schmadhaft gefunden. Die Eingeborenen



erlegen das Känguru mit Speer oder Keule, fangen es in der Schlinge oder verfolgen es mit Hunden. In Ost- und Süd-Vainig benutzt man große Netze, um es zu jagen. Die Kängurumutter gebiert jedesmal ein bis zwei Junge, die sie in einem Beutel an der Brust trägt. Die armen Wesen sind bei ihrer Geburt noch sehr wenig entwickelt, nackt und blind. Wenn sie etwas herangewachsen sind, lassen sie sich leicht aufziehen und zähmen und werden dann sehr zutraulich und anhänglich und ergötzen jedermann durch ihre komischen Sprünge. Eine glückliche Kängurujagd ist ein großes Ereignis für den Vaininger und wird im Viebe oft noch Jahre nachher verherrlicht. Aber auch, wenn das Weidmannsglück versagt hat, wird die Kunde davon in Gesänge überliefert. So singt ein Weidmannsliedchen:

„Ich höre hier ein Geräusch, die Männer rufen sich
flüchtenden Kängurus. Die Männer rufen sich
am Boden nieder, treffen und betunden es mit
der Keule, aber es entwischt.“

Die Vogelwelt Vainigs deckt sich fast ganz mit der des übrigen Teiles von Neu-Vommern. Es kommen hier, wie in Europa, Habichte, Schwärze, Falken, Reiher, Tauben, Eulen, Kuckucke, Raben, Stare u. a. vor. Doch ist zu bemerken, daß sie wegen der Verschiedenheit des Klimas und der Nahrung eine nur ähnliche Lebensweise führen und in ihrem Äußern auch vielfach von den europäischen Arten verschieden sind. Mit Ausnahme der See- und Wasservogel ernähren sie sich von Pflanzenstoffen oder Insekten oder von beiden zugleich. Sie überweisen fast alle durch ihr prachtvolles Gefieder, können aber, was ihren Gesang angeht, mit unsern heimischen Sängern keine Wette eingehen. Sie krächzen, schreien, kreischen, zetern, schnarren, flöten, schmaßen, pfeifen, pfeben, ja lachen sogar oder stoßen langgezogene melandolische Töne wie beständiges Klagen aus. Aber keine Nachtigall, keine Drossel, nicht einmal eine frohe Lerche gibt es unter ihnen.

Der Kasuar (Casuarus Bonnetii) ist über ganz Vainig verbreitet, und zwar nicht nur in den bewaldeten Ebenen und auf den Vorbergen, sondern auch auf den höchsten Gipfeln kann man seine Spuren verfolgen. Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist der dicke Busch; die Grasflächen meidet er, da er in letzteren nicht nur seine Nahrung nicht findet, sondern auch der Sonne zu sehr ausgesetzt wäre. Über Tag, wenn die Sonne hoch steht, sieht man ihn selten. Am häufigsten begegnet man ihm des Abends und in der Frühe. Er schreitet meistens langsam, bedächtig und gebückt dahin. Mir ist schon manchmal vorgekommen, daß ein Kasuar einige Meter vor mir über den Weg schritt, ohne mich zu bemerken. Sieht er sich aber beobachtet, so steht er mit hoch aufgerichteterem Hals fast eine Minute unbeweglich, betrachtet stolz den Menschen, löst dann plötzlich eigenartige dumpe Schreie aus und flüchtet in das Dickicht. Ich habe ich niemals konstatieren können,

daß er in „Trupps“ von 3 bis 7, wie behauptet worden ist, umherstreift. Gegen 200 Kasuare, die ich während meines neunjährigen Hierseins im Walde beobachtet habe, begegneten mir einmal. Der Kasuar legt seine 2 bis 3 großen grünen Eier am Fuße von Bäumen mit großen Strebewurzeln. Zum primitiven Nestbau gebraucht er nur etwas Reisig. Er soll nach Aussage der Eingeborenen die Eier auf einmal legen. Während der Brutzeit erlegen die Eingeborenen manchen Kasuar. Die Eier öffnen sie an beiden Enden, blasen den Inhalt auf ein Blatt und locken ihn. Die Eierschalen werden beim Tanze zum Schmuck der Vainiger gebraucht. In Nord- und West-Vainig werden die Kasuare meistens mit Hunden aufgetrieben und mit Speeren getötet. Die Kasuarjagd ist gefährlich und wird deswegen nur von solchen ausgeübt, die besonders geschickt in der Handhabung des Speeres sind. Der verwundete Kasuar greift leicht den Jäger an, tritt ihn nieder und kann ihn sogar mit den scharfen Beinen seiner überaus kräftigen Füße tödlich verwunden. Gefährlicher noch als für Menschen ist es für Hunde, die vom Kasuar angegriffen werden.

Der junge Vogel ist rotbräunlich und hat hellere Längsflecken. Die ersten paar Tage ist er äußerst schwach auf den Beinen und schlägt oft unfertwillige Purzelbäume. Er pfeift beständig, ähnlich wie eine junge Gans. Jung ist er leicht zu zähmen, er wird gefällig, anhänglich und folgt dem Menschen, wenn er nicht allzuweit geht, überall hin. Ich habe Jahre lang mehrere zusammen auf der Station gehabt. In ihrer Jugend sind sie recht possierlich und reizen durch ihre drohenden Einfälle auch den größten Hypochonder zum Lachen. Auffallend ist, daß er dem Menschen nur bis zu einem gewissen Punkte folgt. Er steht dann still, kummert sich nicht um Lockrufe und schaut nur immer nachdenkend umher; plötzlich wendet er sich um und raft, den Körper vornüber geneigt, zum Hause zurück. Kam die Sonne höher, so suchten meine beiden Kasuare den schattigsten Platz im Hofraum auf und blieben dort mit geringen Unterbrechungen bis gegen 4 Uhr nachmittags. Sie streckten die Hänge heraus, atmeten geräuschvoll und streckten die Beine von sich. Gegen Abend wurden sie dann wieder lebendig, häßten hin und her, verfolgten sich, stießen sich gegenseitig mit den Beinen. Einer stellte sich tot, warf sich der Länge nach auf den Boden. Der andere sprang auf ihn, verfechte ihm einen Stoß und flüchtete weiter, um ebenfalls den Toten zu spielen. Später wollten sie auch die Knaben mit in ihr Spiel ziehen, standen aber bald wieder davon ab, da sie keinen Erfolg damit hatten. Interessant war es, wenn sie hungrig waren. Sie kamen dann alle beide vor die Brandtreppe oder an die Küche, pfepten und ließen mit den Schnäbeln an die Türe, bis der Bruder aufmachte. Sie waren äußerst gefräßig. Ich mußte täglich zweimal Tages für sie locken lassen; außerdem hielten sie noch den Säugneen das Futter heraus, traten und schlugen die

Rüchlein. Vergaß der Bruder einmal die Küchen-
türe zu schließen, so drangen sie sofort ein und
suchten den Tisch ab; ja, vom warmen Herd herab
nahmen sie das Fleisch und fraßen es. Zwei ver-
endete Kästchen verschluckten sie ganz; die kleinen
Schlüssel zum Öffnen der Fleischbüchsen, Nägel,
Steine, kurz alles würgten sie hineln. War der
Gegenstand etwas groß, so lehten sie sich, drückten
so lange und schlugen mit dem Hals hin und her,
bis er glücklich im Magen angelangt war. Den
Knaben stahlen sie die Lotos aus dem Feuer und
schleppten sie davon. Überaus possierlich war es,
wenn sie zur naßen Taropflanzung wollten, um die
Blätter abzupressen. Die Pflanzung befand sich an
einem Abhang vor dem Hause. Bevor sie den
Gang antraten, guckten sie jedesmal längere Zeit
halb hinab in die Pflanzung, halb zur Veranda
empor, um sich zu vergewissern, ob sie un-
gesehen wären. Gielten sie sich sicher, so rannten sie blitz-
schnell hinab, über den Baum, fraßen gterig einige
Blätter und lehrten eben so schnell wieder zurück.
Die ganze Taropflanzung wies bald kein grünes
Blatt mehr auf. Ein Vergnügen war es ihnen
auch, wenn sie sich in einer Behmpfüße wälzen
konnten. Sie hielten sich ganze Stunden regungslos
darin auf. Mit der Zeit wurden sie immer lässiger,
schmutziger und gefrässiger, so daß ich sie entfernen
mußte.

Powell erzählt eine Geschichte betreffs der
Kajuar, die von Professor Dahl für Jägerlatein
gehalten wird. Allerdings berichtet Powell sonst
manches, was mit der Wirklichkeit oft nicht ganz
übereinstimmt, allein die Tatsache, die er anführt
und selbst erlebt haben will, wird in ganz Baining
für wahr angenommen. Er erzählt nämlich: „Ein
Kajuar kam zu einem Flußufer, stand einige Augen-
blicke still, das Wasser aufmerksam betrachtend, ging
jodann in das Wasser hineln, welches dort etwa
einen Meter tief war und tauchte teilweise unter,
wobei er die Flügel ausstreckte. So blieb der Vogel
vollständig bewegungslos, sogar mit geschlossenen
Augen, eine Viertelstunde lang, zog dann plöplich
die Flügel an und trat an das Ufer zurück. Während
er sich hier schüttelte, fiel eine Anzahl kleiner Fische
aus seinen Flügeln und Federn heraus, welche
sodort aufgespielt und verschluckt wurden.“ — Es
ist gar nichts Seltenes, von meinen Schullindern
zu hören, daß sie einen fliehenden Kajuar bemerkt
hätten. Er soll besonders gerne nach Flußtreiben
fahnden. Ich habe einen Kajuar auf einer Insel
des Powellflusses (Mäwlu) beobachtet, der den Sand-
boden nach Krusteln absuchte. Das Fleisch des
Kajuars ist etwas zähe, sonst aber recht wohl-
schmeckend und wird von manchem den hiesigen
Wildschweinen vorgezogen. Der Baininger jagt
den Kajuar nicht nur des Fleisches wegen, sondern
auch wegen der Federn, die er zur Verzierung
seiner Tanzgegenstände benutzt.

Die hiesigen Schilderben Papageienarten sind zu

bekannt, als daß ich dem Leser noch Neues über sie
mitteilen könnte.

Wer zum erstenmal in die Wälder von Baining
eindringt, wird bald über sich einen Vogel mit
schwerem, geräuschvollem Fluge und hell schmetternder
Stimme vernehmen. Verwundert und übertraucht
wird er selten Blick erheben und in den wlrren
Laubkronen nach ihm spähen, ihn aber nicht immer
zu Gesicht bekommen. Es ist der mächtige Nashorn-
vogel. Sein Gefieder ist glänzend schwarz, Kopf
und Hals sind beim Männchen goldbraun, beim
Weibchen glänzend schwarz, der lange, breite Schwanz
ist weiß. Der gebogene Schnabel ist gelblich weiß,
an der Wurzel bläulich. Bei jungen Vögeln ist
der hornartige Aufsatz an der Schnabelwurzel flach
und weich, bei alten hoch und durchfurcht. Ich
zählte einmal neun solche Furchen oder Ringe auf
der Hornplatte eines Nashornvogels, er war also
neun Jahre alt. Der Nashornvogel lebt den Urwald,
doch trifft man ihn auch sonst überall, wo Frucht-
bäume stehen. Über Tag erscheint der Vogel meist
paarweise, morgens und abends jedoch sammeln sie
sich gerne zu Scharen, bis zu 40 Stück. Ihr
Nachtquartier haben sie in Flußultern auf sehr hohen
Bäumen. Bevor sie daselbst beziehen, verfolgen sie
sich oft spielend lange Zeit und lassen ihre rauhen
schmetternden Töne erschallen. Bei dieser Gelegenheit
sind sie leicht anzupürschen, ihnen aber leider meistens
für ein gewöhnliches Jagdgame zu hoch. Die
Vögel, durch den Schuß aufgeschreckt, umkreisen
schretend den Baum und lassen sich bald wieder
nieder. Am leichtesten wird der sonst seltene Vogel
geschossen, wenn die Früchte der Brennpalme reifen.
Mein Schießjunge schoß voriges Jahr im Laufe
einer einzigen Woche 19 Stück in unmittelbarer
Nähe der Station. Von ihrem Nest- und Brut-
geschäft habe ich bis jetzt trotz aller Beobachtung
noch nichts aus eigener Anschauung erfahren. Ich
habe den Eingeborenen schon öfters das Versprechen
gemacht, ihnen eine Art zu schenken, wenn sie mit
ein Nest zelgten; allein bis jetzt hat sich noch niemand
den Preis geholt. Ein glaubenswürdiger Baininger,
dessen Aussage von seinen Landsleuten bestätigt
wird, fand vor einigen Jahren das Nest eines Nashorn-
vogels in einem Baumloch. Er füllte den Baum
und fand in einer Nisthöhle ein Weibchen mit zwei
Jungen. Das Weibchen war durch den Fall des
Baumes getötet worden. Nach der Aussage schlüpf
zur Legezeit das Weibchen in ein Baumloch, ruft
sich die Brustfedern aus, um damit die rauhe Holz-
fläche auszupolstern, legt zwei Eier und bleibt nun
so lange im Nest, bis die Jungen herangewachsen
sind und der Raum zu enge wird, um alle zu fassen.
Das Männchen versorgt das Weibchen zur Lege-
und Brutzeit mit Nahrung, die aus verschiedenen
Baumfrüchten besteht. Es ist behauptet worden,
der Nashornvogel läme niemals auf den Boden.
Das ist vollständig irrig. Man gewahrt ihn nicht
selten unter den Bäumen, wo er die abgefallenen

Früchte aufpicht. Ferner durchstreift er die im Norden begriffenen Pflanzungen nach Insekten. Ornithologen, denen ich diese Aufgabe erzdihle, schüttelten zweifelnd den Kopf. Sie 'mögen sich selbst überzeugen. Der Nashornvogel ist für den Ost- und West-Baininger ein wertvoller Vogel, da Federn und Schnabel ihm beim Tanz als Schmuck dienen.

Ein sehr häufiger Vogel in Baining ist auch das Buschhuhn (Megapodius eremita). Es ist kleiner und unansehnlicher von Farbe und Gestalt, als unser europäisches Huhn. Kopf und Hals, die im Verhältnis zum übrigen Körper klein sind, sind nur spärlich mit Federn bedeckt. Die Farbe des Federkleides ist ein Gemisch von Graubraun und Rot. Der Schwanz ist sehr kurz. Der Vogel lebt meistens vereinzelt; doch begegnet man auch zwei bis drei zusammen. Das Buschhuhn hält sich gern an Waldwegen auf, wo es wie unser Huhn schnarrt. Aufgeschreckt, steigt es nur schwerfällig davon und läßt sich entweder wieder auf die Erde nieder oder setzt sich auf einen niederen Baum. Es vertritt seine Gegenwart nicht nur durch Scharren am Boden, sondern auch durch den häufigen Vorkruf. Der Hahn kräht, aber seine Stimme ist gurgelnd. Das Buschhuhn brütet bekanntlich seine Eier nicht selbst aus, sondern scharrt sie in die Erde, sehr oft unter umgestürzte Bäume. Sie sind länglich, größer als unsere Hühnererler und von hellroter Farbe, ihr Beschmack ist jedoch bei weitem nicht so angenehm und gleicht vielmehr dem der Entenerler. Es wird allgemein behauptet, daß sie nur im heißen Sande durch die Bodenwärme ausgebrütet werden können, doch scheint mir dies für Baining nicht zuzutreffen. Hier gibt es wenig der Sonne, ausgelegte Plätze im Urwalde und an den Hüfussern. Demnach scheint also auch die Bodenwärme im kühlen Urwalde schon zum Ausbrüten hinreichend zu sein. Die Eingeborenen wollen wissen, daß das Buschhuhn die Stelle, an der es seine Eier verscharrt hat, zuweilen besucht und nachschaut, ob die Zungen noch nicht hervorkommen. Die Küchlein folgen sofort der Mutter nach, werden aber vielfach von den Eingeborenen gefangen und gegessen.

Ein niedlicher Vogel ist der hiesige Star. Er ist kleiner als der europäische und schwarzglänzend von Farbe. Er lebt immer in kleineren oder größeren Gesellschaften, zu gewissen Jahreszeiten beobachtet man ihn zu Tausenden. Die Stare nisten auch zusammen auf sehr hohen Bäumen, oft dicht neben den Wohnungen der Menschen, oder auch mitten im Walde oder in Schluchten. Nur muß die Umgebung des betreffenden Baumes licht oder nur mit kleineren Bäumen bestanden sein. Ihre Nester gleichen denen der Weberdögel und hängen haufenweise nebeneinander von den Zweigen herab. Das Gezwitscher, das die heitere rührige Schar den ganzen Tag verübt, ist unangenehm. Interessant ist es, wenn sie gegen Sonnenuntergang truppenweise, immer einige Minuten nacheinander, mit Sturmes-

elle dahersaufen, in ihr Nachtquartier einziehen und sich gegenseitig mit tausendfachen Willkommenshreien empfangen. Erst die hereinbrechende Nacht macht dem Lärm ein Ende. Auch auf der Insel Massama haben sie ein Stelldiener für die Nacht. Sobald der Tag graut, erheben sie sich wie auf Zauber Schlag in die Höhe, fallen plötzlich, ihre Arme auflösend, wieder herab und ziehen dann wie ein breites, schwarzes Band ans Festland. Der Baininger stellt ihnen nicht nach, und doch wäre es ihm ein leichtes, den Nestbaum zu ersteigen und die Brut auszuheben.

Es würde uns zu weit führen, alle Vogelarten im einzelnen zu besprechen, für den Rahmen dieser Arbeit müssen wir uns mit den wenigen oben erwähnten Repräsentanten begnügen und wollen nur noch zum Schlusse dieses Kapitels ein Wort über die Feinde der Vögel hinzufügen. Der erste Feind ist der Baininger selbst; er macht aber nur Jagd auf die Vögel, wenn ein Tanz in Aussicht steht oder ihm der Vogel gerade in die Hände fliegt. Doch richtet er aus Mangel an geeigneten Jagdgeräten — er hat nur Schleuder, Schlinge und Netz — sehr wenig Schaden an. Er ist das Fleisch aller bei ihm vorkommenden Vögel, nur vor den Seevögeln, den „Meereskindern“, wie er sie nennt, hat er eine abergläubische Scheu. Der einzige Seevogel, für den er in seiner Sprache einen Namen hat, ist der Seebler (Pandion halie). Er kommt nämlich zuweilen in die Berge, besonders wenn draußen starker Wind weht und das Meer hoch geht. Bei seinem Erscheinen in den Lüften entsteht unter den Bainingern eine freudige Bewegung, wie etwa in Nordeuropa, wenn der Kapperstorch im Frühling von seiner Erholungsreise aus dem Süden anlangt. Alt und Jung sieht ihm nach und schreit: „Der Ufermann ist da!“ Einmal Tages kamen auch zwei Nachstelzen (Tongariri — Rhipidura tricolor), die nur an der Küste zu Hause sind, hier angeflogen, setzten sich auf das Kreuz unseres Daches und machten ihre Büdlinge nach rechts und links, zwischerten, wohl zufrieden über das, was sie sahen und flogen dann wieder zur See. Dieser seltene Besuch ist noch in aller Erinnerung. Kommen meine Schulkinder ans Meer und sehen einen dieser zierlichen Vögel, so heißt es: „Weißt du noch, früher kamen einmal zwei nach St. Paul, setzten sich aufs Kreuz und lehrten dann zu den Uferleuten wieder zurück.“

Ein schlimmerer Feind als der Mensch für die Vögel sind die Schlangen und Raubvögel. Unter den Schlangen ist es besonders die oft riesige Eisingelch, die nicht nur Eier und Brut der Vögel, sondern auch Hunde raubt. Von den Raubvögeln nenne ich den Seebler, der neben Fischen auch Papageien frißt; ferner den Raabala (Astar dampieri), einen kleinen grauen Fabelth. Er tötet die Brut im Nest und holt sich gern junge Hühnerchen. Stundenlang sitzt er zuweilen auf einem Baumast und erwartet den günstigen Augenblick, um über

seine Beute herzufallen. Kann er sich keine Hühner verschaffen, so nimmt er auch mit Eidechsen und Mäusen fröhlich. Seine Gegenwart verrät er durch einen schrillen Pfiff, so ganz wie der geliebte Gauner. Sofort stößt im Hofraum der Hahn seinen Warnungsruf aus, während die Hühner erschreckt sich verbiegen oder mit Wangen in die Höhe schauen. Oft glücken ihm die Raubentwürfel nicht, weil plötzlich ein Paar *Dierurus laemosticus* erscheinen und ihn so lange höhrend verfolgen, bis er ein Versteck im Dickicht einer Laubkrone gefunden hat.

Wollen wir nach diesen Schilderungen noch einmal kurz unsere Ansicht über die hiesige Vogelwelt zusammenfassen, so müssen wir sagen: Sie sieht zwar nicht an Zahl der Inviduen, wohl aber an Arten den europäischen Vögeln bei weitem nach, und wenn auch ihr bunteschillerndes Tropenkleid in seiner mannigfachen Farbenpracht uns zur Bewunderung zwingt, so läßt doch ihre Stimme — der Mangel an Gesang — durchweg Herz und Gemüt kalt, und mir will es manchmal scheinen, als wären sie in dieser Beziehung so recht das Bild des wilden, unkultivierten, noch nicht erlösten Eingeborenen.

VIII.

Erforschung Baining's. — Erste Ansiedler. — Wirtschaftliche Entwicklung des Landes.

Der erste Europäer, der mit dem Teile Neupommerns, den wir Baining nennen, bekannt geworden ist, ist wohl der englische Reisende Powell, der in den Jahren 1878 und 1879 die Nord- und Westküste Neupommerns erforscht hat. Das Wenige und zum Teil Zertrü, was er uns über dasselbe zu berichten weiß, beruht einzeln und allein auf Aussagen von Küstenbewohnern, die ihn begleitet haben. Er selbst ist nicht mit dem Bergvolk in Berührung gekommen. Zu einem solchen Besuche hätten ihm die landeskundigen Führer gefehlt; denn der Baininger galt bei seinen Nachbarn als der Inbegriff aller Wildheit. Tatsächlich war aber nicht er der schreckliche Kannibale, als welcher er von den Küstenbewohnern geschildert wurde, sondern der Verfolgte und Unterdrückte, dessen Rache sie fürchteten.

Da in Baining die Kokospalme nur spärlich vorhanden ist und an einen Handel auch nicht entfernt gedacht werden kann, andererseits sich auch die hiesigen Firmen hauptsächlich nur auf Gewinnung von Kopra verlegten, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn dem Europäer so wenig an der Erschließung Baining's gelegen war. Es sandte höchstens der eine oder andere Händler sein mit Eingeborenen bemanntes Boot in den Massawahafen oder an den Weberhöfen, um Schwelne, Xarob oder Ethnologica einzukaufen.

Die ersten Welken, welche wirklich in das Land eingebracht sind und die Bergbewohner aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, waren katholische Missionare und der damalige Kaiserliche Richter Dr. Hahl, jetziger Gouverneur von Deutsch-Neu-

Guinea. Es war ihnen nicht schwer, zu konstatieren, daß das Land mit seinem tiefen Humusboden und dem Reichtum an Wasser sich eher zu Kulturzwecken und Ansiedlungen durch Europäer eigne, als der magere, wasser- und waldarme Lavaboden des nördlichen Teiles der Insel. Es ist wohl zu bedauern, daß die ersten weißen Ansiedler sich mit dem schlechtesten Teil von Neu-Pommern begnügt und nicht, bevor sie ihre Arbeiten begannen, das nahe, fruchtbare Berggelände Baining's besucht haben. Ihr Beispiel hat bis auf die letzte Zeit noch Nachahmer gefunden. Da der hiesige Ansiedler fast ausschließlich Palmenkultur betrieb und dieser Baum wenig Ansprüche an den Boden macht und außerdem die Blanche-Bucht sich vortrefflich als Ausgangspunkt des Handels im Archipel zu bewähren schien, so glaubte man, aller günstigen Vorbedingungen eines rentablen Plantagenbaues sicher zu sein und verschwendete Zeit, Geld und Arbeitskräfte an der Kultivierung der unmittelbaren Ländereien. Heute dürfte der Pflanzter den begangenen Irrtum wohl einsehen; denn die Kokosbestände mit den wenigen und kleinen Nüssen zeigen ihm, wie sehr er sich über den wirtschaftlichen Wert des Bodens getäuscht hat.

Die ersten Niederlassungen der Mission in Baining sind Bunamarita und Ramanbu als Missionsstationen und Mandres am Weberhöfen, wo sie eine Plantage in Angriff genommen hat. Es folgten dann St. Paul und einige Jahre später Tortu und Nacharunep. Die Neu-Guinea-Kompagnie kam erst im Jahre 1900, und zwar auf das Drängen des Kaiserlichen Richters Dr. Hahl hin, der ihr am Massawahafen ein beträchtliches Terrain, das den dortigen Eingeborenen wegen der Verleugung, ihre Sklaven auszuliefern, abgenommen wurde, zugeteilt hatte. Im Jahre 1902 ließ sich ein junger Mann, namens Kap, in Pondo nieder, um Plantagenbau zu betreiben. Seine Unkenntnis der hiesigen Verhältnisse führte ihn verheerendsterweise sowohl von dem allgemeinen und einzigen Verkehrsmitelpunkt der Kolonie, Herberthöhe, daß dem Unternehmen schon von Anfang an wenig Erfolg in Aussicht stand. Die unglückliche Errichtung seines Wohnhauses in der Nähe eines sumpfigen Geländes richtete innerhalb eines Jahres seine Gesundheit zugrunde. Er starb am Schwarzwasserfieber. Seine Erben ließen die Pflanzung, wenn auch nur in beschränktem Maße, unterhalten, und jetzt ist der Stand der Kokospalmen dort ein vorzüglicher.

Die Mission sowohl wie die Neu-Guinea-Kompagnie, verlor durch die relativ hohen Preise, welche die Kopra auf den europäischen Märkten gegenwärtig erzielt, pflanzen auch in Baining fast ausschließlich Kokos. Ob dieses Verfahren klug zu nennen ist, wird die Zukunft lehren; denn auch die Kopra so gut wie jeder andere Ausfuhrartikel ist steten Schwankungen ausgelegt und kann, wenn der Markt einmal überfüllt ist oder die der Kokosnuß inneren entnommen Stoffe anderen billigeren Produkten entnommen

werden, im Preise so zurückgehen, daß sich diese Palmölentur nur mehr schlecht rentiert.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hat am Massawaohafen etwa vier Hektar Kakao veruchsweise angepflanzt und die Jungfernernte gemacht. Proben, die sie zur Begutachtung auf den Markt nach Hamburg geschickt hat, wurden sehr gut bewertet und zwar das Pfund um einige Pfennige teurer, als der gepreßene Kakao von Kamerun. Es wäre zu hoffen, daß nun die Kompagnie die Kakaokultur in größerem Maßstabe betriebe; denn Fochmänner, wie z. B. Dr. Preuß, glauben, der humusreiche, tiefgründige Boden Baining's, besonders an den großen Ebenen und Flußtälern, weise mehr als genügend Phosphor- und Kalzgehalt auf, um einer ausgedehnten Kakaokultur das Wort zu reden. Auch das nötige feuchte Klima, welches zur Entwicklung des Kakaobaumes so vortrefflich beiträgt, ist vorhanden.

Der Boden Baining's eignet sich natürlich auch zur Kultur von Kaffee, allein bei der gegenwärtig herrschenden Überproduktion in Amerika und den niedrigen Preisen ist das Anlegen größerer Plantagen nicht anzuraten. Die Mission hat in St. Paul (185 m hoch gelegen) kleine Versuche sowohl mit jamaikisch arabischem als mit Liberiakaffee gemacht. Der erstere, der bekanntlich auf Höhen von wenigstens 300 m gepflanzt werden soll, steht üppig und dichtwüchsig und trug schon nach kaum anderthalb Jahren reichlich Bohnen. Kenner sind über das selbe Aroma entzückt.

Auch der Liberiakaffee erregt durch sein gesundes Aussehen Staunen.

Wenn schon für Kaffee und Kakao mit ihren langen Pfahlwurzeln die Bodenverhältnisse Baining's günstig sind, würden andere tropische Pflanzen, wie Kautschukbäume, Dillbäume, Kola, Vanille und Manihoti, umso mehr gedeihen. Letzter läßt sich die kapitalträchtige Welt in Deutschland teils aus Unwissenheit über die Verhältnisse im Bismarck-Archipel, teils auch abgesehen durch die hohen Auslagen, welche die Anlage einer Anlage in den ersten Jahren bedingt, zu einem überseeischen Unternehmen nur schwer bewegen. Möchte in dieser Beziehung bald ein Umschwung zum Besseren eintreten! Es ist zu hoffen, daß der deutsche Kaufmann, dessen Tüchtigkeit und Mut schon längst erprobt sind, auch in dieses bisher gemiedene Gebiet endlich seinen Einzug halten und die im Reime schlummernden Schätze Baining's heben wird — zu seinem und des Landes Wohl!

(Fortsetzung folgt.)

Aus fremden Kolonien und Produktionsgebieten.

Obliegenheiten der Schiffsführer bezugs Durchführung des in der Kapkolonie geltenden Einwanderungsgesetzes.

In der Cape of Good Hope Government Gazette vom 30. März d. Jz. veröffentlicht die

Kapstädter Regierung eine von dem gemäß Section 7 des Immigration Act 1902 ernannten Officer in charge of Immigration erlassene Bekanntmachung an die Schiffsführer. Darin werden die den letzteren auf Grund der Ausführungsbestimmungen zum Immigration Act obliegenden Verpflichtungen unter sechs Abschnitten zusammengefaßt.

Abschnitt I gibt in Kürze die Vorschriften wieder, die der Schiffsführer zu erfüllen hat, um den im Teil II Nr. 6 der Ausführungsbestimmungen enthaltenen Anordnungen, betreffend die Listenführung über Mannschaften und Passagiere, gerecht zu werden. Erwähnt wird dabei besonders, daß in der Passagierliste, abgesehen von den eigentlichen Passagieren, auch alle blinden Passagiere, Leute, die sich das Fahrgeßel durch Arbeiten während der Fahrt verdienen, und sonstige Personen aufgeführt werden müssen, die nicht in der Mannschaftsliste verzeichnet sind.

Nach Abschnitt II bedarf jedes Schiff zweier Bescheinigungen (Pratiques), von denen eine auf Grund der „Public Health act“ und die zweite auf Grund des Einwanderungsgesetzes, und zwar die erstere vor der letzteren, zu erteilen ist.

Abschnitt III bestimmt, daß der Immigration Officer vor Erteilung der auf Grund des Einwanderungsgesetzes auszufertigenden Bescheinigung dem Schiffsführer eine Liste der „Persons Prohibited from landing“ in zweifacher Ausfertigung zu übergeben hat. Das eine Exemplar hat der Schiffsführer unterschrieben zurückzugeben, worauf die Verantwortlichkeit für etwaiges Landen einer „Prohibited Person“ ihm allein zufällt.

Nach Abschnitt IV ist der Schiffsführer berechtigt, sich gegen Zahlung einer Gebühr einen Polizeibeamten zur Bewachung der Personen, denen das Landen verboten ist, stellen zu lassen, ohne daß er indessen hierdurch seiner eigenen Verantwortung überhoben würde. In Kapstadt soll es dem Schiffsführer freistehen, diese Personen bis zum Abgang des Schiffes in dem „Immigration Detention Depot“ gegen Bezahlung einer bestimmten Vergütung unterzubringen.

Abschnitt V schreibt vor, daß der Schiffsführer bei oder nach Anlauf des Schiffes seine Mannschaften auf Verlangen des Immigration Officer mustern lassen muß, und daß der letztere ihm eine Liste über die Mannschaften zustellen darf, die als „prohibitable“, d. h. in derselben Weise zu behandeln sind wie „Prohibited Immigrants“. Zu solchen Personen sollen alle asiatischen Seeleute gehören, die sich nicht vollständig in einer europäischen Sprache schriftlich ausdrücken können oder die nicht im Besitze von 20 £ Borgeld sind; ferner europäische Seeleute, die „of an undesirable type“ sind, oder die nicht ordnungsmäßige Entlassungspapiere vorlegen können, durch die sie sich als Seeleute legitimieren.

Dem Schiffsführer soll die „Custom Clearance“ nicht erteilt werden, bevor er nicht ein „Immigration